

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 57.

Mittwoch, den 8. März 1905.

20. Jahrgang.



Aus der Umgegend.

• **Frauenstein, 6. März.** Am Samstag fand im Gasthaus „zum Gumbrecht“ die erste Generalversammlung der freiwilligen Feuerwehr statt. Als 1. Brandmeister wurde Valentin Ertich, als 2. Brandmeister Franz Ott, als Kassierer Landwirth Philipp Ott, als Schriftführer Steinmetzmeister Adam Schneider, als Zeugmeister Lindermeister Job. Müller, als 1. Steigerführer Andreas Ott, als 1. Spritzenführer Moritz Demand, als Wachmannschaftsführer Lindermeister Peter Müller gewählt. Wünschenswert wäre es, wenn die Gemeindeverwaltung und die Einwohnerschaft dem Verein sympathischer gegenüberständen, steht er doch in erster Linie im Dienste seiner Mitmenschen, weshalb man dem Verein, der an Mitgliederzahl den anderen Vereinen bald gleich steht, ein Wägen und Gebeihen wünschen möge!

• **Värstadt, 6. März.** Nächsten Sonntag Nachmittag hält die für die Ortschaften Värstätt und Wambach gegründete Kranken- und Sterbefälle G. H. Nr. 201 ihre alljährliche Generalversammlung hier im Saale des Gastwirths Schneider ab. Auf der Tagesordnung stehen folgende Punkte: 1) Neuwahl zweier statutorisch auscheidenden Vorstandsmitglieder und des Ausschusses; 2) Rechnungsablage des Rendanten und Jahresbericht des Vorstandes; 3) Verabreichung über eine Verfügung der vorgesetzten Behörde; 4) Wünsche und Anträge der Mitglieder. Das abgelaufene Jahr war für die Kasse im Allgemeinen recht günstig; es waren nur wenige Krankheitsfälle zu verzeichnen und infolgedessen die Ausgaben nicht groß, was von den zahlenden Mitgliedern gewiss mit Freuden begrüßt wird. Der Monatsbeitrag beträgt 1,20 M.; die Krankenunterstützung beträgt, außer Arzt und Apotheker, vom dritten Tag der Erkrankung ab 1,10 M. für jeden Arbeitstag; als Sterberente werden den Hinterbliebenen 40 M. gewährt. Von den Bewohnern der beiden oben genannten Orte wird die erst 1900 gegründete Kranken- und Sterbefälle als eine große Wohlthat empfunden, besonders von der Arbeiterbevölkerung. — Bei der letzten im Distrikt „Schlangenbader Band“ abgehaltenen Holzverkäufung wurden recht hohe Preise erzielt. Die Kiefer (K. M.) Schellholz kostete durchschnittlich 28 M., Kiefernholz 22 M. und das 100 Wellen (Oberholz) 12 M.

• **Lorch, 5. März.** In verschiedenen Weinbergen von Lorch und Vorchheim ist in den letzten Jahren ein ziemlich hartes Ausfallen des Springwurmentwicklers beobachtet worden. Das Insekt hat besonders im Jahre 1904 nicht unbeträchtlichen Schaden angerichtet. Der Landes-Obst- und Weinlehrer Schilling-Geisenheim hat angeregt, den Schädling mittels einer an der Mosel bereits mit Erfolg zur Anwendung gelangten Methode durch Verbrennen mit Schwefel zu bekämpfen. Diese Methode besteht darin, daß große Weichplinder über die Erde gestülpt und unten zur Abdichtung mit etwas Erde umgeben werden; sodann wird in ein an dem Zylinder unten befindliches Spundloch ein halber Schwefelspan eingehängt und in dem

Zylinder zum Abbrennen gebracht. Die bei dem Verbrennen des Schwefels entstehende schwefelige Säure tötet die Käupchen. Die Arbeit soll mit mehreren Zylindern ziemlich rasch von statuen gehen und der Erfolg des Verfahrens soll ein durchaus befriedigender sein. So habe die Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz im vergangenen Jahre 8000 Weichplinder in der beprochenen Weise behandeln lassen und es seien diese Stöcke von dem Springwurmen im Jahre 1904 so gut wie verschont geblieben. Auch wäre die Wirkung der schwefeligen Säure noch infolgedessen eine günstige gewesen, als die behandelten Weichplinder durch intensiver grün gefärbter Blätter und durch längere Triebe vor den unbehandelten auszeichneten. Auf die Anfrage der Kammer hat sich die Königl. Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim bereit erklärt, die Oberleitung über diese Arbeiten zu übernehmen, wenn es der pflanzenpathologischen Station der Anstalt allein vorbehalten bliebe, über das Ergebnis des Versuches zu berichten. Am baldigen Anangriffnahme der bezüglichen Vertilgungsmaßnahmen zu ermächtigen, wurde die Königl. Lehranstalt ersucht, die fraglichen Versuche in die Wege zu leiten. Es wurden ihr hierfür Mittel bis zur Höhe von 600 M. von dem Kammerpräsidenten, vorbehaltlich der späteren Genehmigung durch den Vorstand der Kammer in Aussicht gestellt.



Briefkasten

Dr. G. D. Ein Badeanstaltsbesitzer handelt fahrlässig, wenn er die Dampfböden, mit deren Handhabung durch die mit der Einrichtung nicht vertrauten Badenden Gefahr (wegen übermäßiger Dampfspeisung) verknüpft ist, dem Zugriff der Badenden nicht entzieht. Er ist daher in dem mitgetheilten Falle schadenverpflichtet.

B. in G. Ob in dem Verhalten des Betriebsleiters ein Vertrauensmißbrauch zu erblicken ist, ist mehr als zweifelhaft, zumal Sie Mittel hatten, sich vor Konkurrenz zu schützen. (§ 133 f. Gewerbeordnung.) Abgesehen hiervon kann das Dienstverhältnis mit Ablauf jedes Kalenderjahres nach sechs Wochen vorher erklärter Aufkündigung aufgehoben werden.

S. N. 100. Den Meistertitel im Handwerk darf seit dem 1. Oktober 1901 nur noch derjenige Handwerker führen, welcher die Befugnis zur Anleitung von Lehrlingen besitzt und die Meisterprüfung bestanden hat. Ohne die letztere darf den Meistertitel führen, wer am 1. Oktober 1901 bereits selbstständig sein Handwerk betrieben und die Befugnis zur Anleitung von Lehrlingen hatte. Die Meisterprüfung wird abgelegt vor einer Meisterprüfungskommission, die aus Handwerksmeistern besteht, die auf Vorschlag der Handwerkskammer durch den Herrn Regierungspräsidenten ernannt worden sind. Die Prüfung vollzieht sich nach einer Prüfungsordnung, welche durch die Handwerkskammer erlassen und von der Regierung genehmigt ist. Der Prüfling muß ein Alter von mindestens 24 Jahren haben.

Te. 3046. Photographie C. H. Schiffer. Kennzahl 4.

Geldsittliches.

Die Paulaner (Zacherl) Brauerei in München beansprucht bekanntlich die Bezeichnung „Salvator“ für das von ihr gebrannte Frühlingbier allein und hat gegen eine Anzahl Brauereien und Wirthe, welche ihr Frühlingbier als „Salvator“ in den Handel brachten, erfolgreich prozessirt. Nunmehr stellte sie Strafantrag gegen die Großbrauerei zum Spaten, weil diese in geschriebenen Rechnungen und gedruckten Bestellkarten ihr Produkt als „Salvatorbier“ bezeichnet hatte. Es wurde nun wegen Vergehens gegen das Reichsgesetz zum Schutze der Waarenbezeichnungen gegen die Weiger der Brauerei zum Spaten, die Kommerzienräthe Karl und Anton Sedlmayr, öffentliche Anklage erhoben. Das Urtheil lautete für beide Angeklagte wegen Vergehens nach Paragr. 14 des Gesetzes zum Schutze der Waarenbezeichnungen auf eine Geldstrafe von je 150 M. Den Angeklagten wurden außerdem die Kosten des Verfahrens auferlegt und der Nebenklägerin die Befugnis eingeräumt, das Urtheil auf Kosten der Angeklagten öffentlich bekannt zu geben. In den Urtheilsgründen ist ausgeführt, der objektive Charakter sei vollständig festgestellt. Die Angeklagten wußten, daß das Wort „Salvator“ für die Paulaner-Brauerei geschützt ist, sie behaupten aber, sie hätten das Recht, das Wort „Salvatorbier“ zu gebrauchen, weil dieses durch ein Waarenzeichen für sie geschützt ist. Allein das Zeichen ist ein Bildzeichen und daher ist es nicht zulässig, aus dem Zeichen einige Worte herauszunehmen und zu verwenden. Wenn die Angeklagten meinten, dazu berechtigt zu sein, so belanden sie sich in einem strafrechtlichen Irrthum, auf den sie sich nicht zu ihrer Entlastung berufen können.

Standesamt Biebrich.

Geboren: Am 18. Februar: dem Chemiker Dr. Rudolf Loth e. S. — 20. dem Tagelöhner Wilhelm Kös e. S. — 20. dem Tagelöhner Mathias Marx e. S. — 20. dem Maschinist Rainer Louis Steinhauer e. S. — 20. dem Dekorationsmaler Wilhelm Hingott e. S. — 20. dem Tagelöhner Christian Steiger e. S. — 21. ein unehelicher Sohn. — 21. dem Tagelöhner Adolf Drabheim e. S. — 24. dem Tagelöhner Andreas Schipper e. S. — 25. dem Tagelöhner Emil Max Barth e. S. — 25. dem Gärtner Mathias Helber e. S. — 25. dem Tagelöhner Franz Stabel e. S. — 25. dem Tagelöhner Wilhelm Dicksch e. S. — 25. dem Tagelöhner Jakob Weis e. S. — 27. dem Zimmermann Heinrich Meyer e. S.

Angeboden: Der Schiffskapitän Paul Jakob Czernus und Karoline Antonie Jörn, beide hier. — Der Bäcker Johann Nicolai und Ottilie Christine Preußig zu Radesheim.

Verheiratet: Am 25. Februar der Tagelöhner Job. Mauritiu Meurer hier und Marie Himmerich zu Schenkelberg. — 25. der Tagelöhner Theodor Jakob Christian Müller und Anna Margarethe Schäfer, beide hier. — 25. der Schuhmacher Wilhelm Dörich und Wilhelmine Luise Schäfer, beide hier. — 26. der Fabrikarbeiter Adam Alfons Hommer und Marie Gögge, beide hier.

Bestorben: Am 23. Februar: die Näherin Auguste Schwärzel, 27 Jahre alt. — 24. Philipp Wilhelm Arsch, 15 Tage alt. — 25. die Privatier Katharine Diehl geb. Hill, 68 Jahre alt. — 1. März die Dienstmagd Rosa Maciejewski, 50 Jahre alt. — 2. der Tagelöhner Adam Eduard Müller, 39 Jahre alt. — 2. die Ehefrau Margarethe Gerhard geb. Nuhn, 37 J. alt. — 3. der Tagelöhner Karl Reich, 57 Jahre alt.

Frickel's Kater-Heringe sind die besten!

Nur zu haben Wellritzstrasse 33.

Wohin gehen Sie

wenn Sie
Schuhe re.
und billig
lassen wollen?

ihre Stiefel,
wirklich gut
reparieren
In die 2708



von Rich. Beck,
nur Wörthstr. 17.

Brennholz

Stücken p. St. 1,20 M.
Kugeln p. „ 2,20 „
franko Haus, liefert
H. Carstens, Zimmerm.,
Säger u. Hölzler, 6039
Lahnstraße 12 und 14.

Tapeten-Rester

spottbillig

H. Stenzel,

Schulgasse 6.

5195

Wegen vollständiger Geschäftsaufgabe verkaufe sämtliche

Haushaltungs-

und sonstige Artikel

zu und unter Einkaufspreisen.

Haushaltungsbazar Ph. Steiger,

Bleichstraße 15.

Dieselbst ist die kompl. Laboreinrichtung zu verkaufen. 4389

Von dem neuen Güterbahnhofe

übernimmt das Ausfahren von

Waggons jeder Art,

zu billigen Preisen

Karl Glüttler, Dohheimerstraße 103,

Telefon 2195.

gegenüber dem Güterbahnhofe.

Telefon 2195

Auch können dieselbst Lagerplätze vermietet werden.

Goldg. Elektr. Lichtbäder Goldg.

in Verbindung mit Thermalbädern.
Anschließend komfortabel eingerichtete Ruhezimmer.
Aerztlich empfohlen gegen Gicht, Rheumatismus,
Ischias, Influenza, Fettleber, Asthma, Neuralgien, Lähmungen,
Nervosität, Frauenleiden etc.
Eigene starke Kochbrunnenquelle im Hause.
Bäder, Ruhe- und Wartezimmer stets gut besetzt.
Telefon 3083. Badhaus Englisch spoken.
„Zum goldenen Ross“.
Zimmer incl. Thermalbäder von 14 Mk. an pro Woche.
Pension auf Wunsch. 5039

Israelitische Cultusgemeinde.

Synagogenplätze.

Diejenigen Gemeindeglieder, welche ihre bisherigen Synagogenplätze für das am 1. April er. beginnende neue Rechnungsjahr 1905/06 behalten wollen, werden hiermit ersucht, dies von jetzt bis zum 20. März d. Js. persönlich oder schriftlich bei unserem Rendanten, Herrn Benedict Strauß, Emmerstraße 6, anmelden zu wollen, da nach dieser Zeit über diese Plätze anderweitig verfügt wird. Wiesbaden, 28. Februar 1905. 5974

Der Vorstand

der israelitischen Cultusgemeinde.

Der Vorsitzende:

Simon Hess.

Jurany & Hensel's Nachf.

28 Wilhelmstraße 28

Buch- und Kunsthandlung,

(Telefon 2139) gegründet 1849, (Post-Geld).

Leihbibliothek, (ca. 32 000 Bände), Journal-

Versehrte, Theaterzeitungsbücher. 5935

Vorverkauf von Theaterbillets.

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 9.

Wiesbaden, den 8. März 1905.

XX. Jahrgang.

Brangerstenbau „Hannagerste“.

Von M. Feuerstein.

Die Aufmerksamkeit der Landwirthe ist in letzter Zeit der Brangerste zugewendet worden, und durch Ausstellungen von Brangersten mit Preisvertheilungen sucht man dem Bau der Gerste zu Brauzwecken günstigen Boden zu schaffen. Der Bauer aber hat gelernt, daß er bei seinem Bau vielerlei Rücksichten zu nehmen hat; deshalb ist er so schwer dem Neuen zugänglich. Es sei daher erlaubt, dem Landwirth klar zu machen, wo der Schwerpunkt bei dieser Sache liegt, und ihm den Weg ebnen zu helfen, auf welchem er möglichst gefahrlos und ohne Schaden zum Ziele kommt.

Das Interesse muß nun wacherhalten werden, indem man sie auf diesem bei uns fast neuen Gebiet gewonnenen Erfahrungen anderer Orte auch in unser Landvoll hineinträgt. Mit dem Schlagwort — „wir müssen uns nach unseren Verhältnissen richten“ — läßt sich keine Verbesserung durchführen; nur die Vergleiche bringen den Reiz, die eigenen Verhältnisse zu verbessern; und je mehr schon von Andern ausprobiert ist, desto weniger haben wir selbst zu suchen, desto angenehmer muß doch die Arbeit sein.

Das „Institut für Gärungsgewerbe“ hat in dieser Richtung nach mehrjähriger systematischer Versuchstätigkeit über die Ertragsbedingungen verschiedener Brangerstenforten sehr beachtenswerthe Erfahrungen gemacht, welche auch unsern Landwirthen zugute kommen werden, wenn sie nicht achlos darüber wegsehen.

Die Erzeugung „feiner“ Gerste zu Brauzwecken findet auf leichtem Boden manche Hindernisse; das ist z. B. das schlechte Anpassungsvermögen einer Sorte an den Boden, aber auch ein schlechtes Kulturverfahren der verschiedenen Arten. Von verschiedenen berühmten Brangerstenforten trug bei den genannten Versuchen die „Hanna-Gerste“ in jeder Beziehung den Sieg davon; einigen wenigen Sorten blieb sie an Qualität gleich, übertrug sie aber an Erntemenge!

Die Hannagerste erfordert nur Nahrung etwas mehr Phosphorsäure, oder etwas weniger Kali als die Chevalier- und Imperialgerste; sie beendet ihre Nahrungsaufnahme 6–10 Tage früher als jene, also muß sie in der kürzer bemessenen Zeit entsprechend mehr Nahrung zur Verfügung haben, wenn sie vollkommen werden soll.

Und dennoch reichlicher Ertrag?

Leichte Böden (z. B. Sand) sind rasch wasserarm. Vielleicht hat das die Hannagerste? Die Versuche bestätigten diese Annahme: in gleichmäßig feuchtem Boden verbrauchte die Hannagerste zwar nur unbedeutend weniger Wasser als die andern Sorten, in trockenem Boden aber nur etwas über $\frac{1}{2}$ von der Wassermenge der andern. Man sieht also: In jedem Falle steht ihr Wasserverbrauch hinter dem der andern zurück, und in den bei leichtem Boden sehr häufigen Fällen der Wassernoth geht sie in ganz auffälliger Weise haushälterisch mit dem kostbaren Stoff um. Hierin liegt unstreitig eine Eigenschaft, welche ein großer Vorzug ist; die angestellten Versuche zeigten aber auch in allen Fällen, daß bei normalem Wassergehalt des Bodens der Körnerertrag der „Hanna“ ein etwas höherer, bei trockenem Boden ein über die Hälfte höherer war als bei den meisten andern Sorten, der Strohertrag dagegen bedeutend niedriger als bei ihren Rivalen. Der leichtere Boden ist aber auch einmal andauernder Kasse ausgelegt; da blieb der Körnerertrag der Hannagerste wohl um $\frac{1}{2}$ hinter ihrer eigenen Normalernte zurück, übertrug aber die Ernten der anderen Sorten immer noch um siebenneunel ihrer Erträge.

Mit dieser Eigenschaft beweist diese Gerstensorte auch schon ihre unbestrittene Anbauwürdigkeit für schwereren Boden gegenüber anderen Sorten.

Von besonderer Wichtigkeit ist dann noch der Umstand, wann sich das Hauptbedürfnis der Pflanze nach Wasser einstellt, denn das ist nicht gleichgültig! z. B. will der Roggen erfahrungsgemäß bis Mitte Mai die Hälfte seiner Wassermenge, bis Mitte Juni dann $\frac{1}{2}$, und bis zur Reife nur das letzte Sechstel; der Weizen dagegen in den gleichen drei Zeiten zuerst nur $\frac{1}{3}$, dann $\frac{1}{2}$ und zuletzt wieder $\frac{1}{3}$ seines Wasserbedarfs während seiner Vegetationszeit. So liegt nun auch das größte Wasserbedürfnis der Hannagerste näher beim Winter als bei den meisten andern Sorten; sie kann sich also die Winterfeuchtigkeit besser zu Nutze machen. Alles dies sind keineswegs „papierene Theorien“ vom „grünen Tisch“, sondern praktische Ergebnisse auf Grund exakter, ununterbrochener Versuche in Gefäßen und auf freiem Felde (von welchen die ersteren stets die zuverlässigsten sind).

Diese Versuche sind mit einer solchen Gründlichkeit gemacht worden, daß nichts umstände ist, sie anzugreifen; man hat auf die Halmgliederzahl und -Größe geachtet und hat gefunden, daß der geringere Wasserverbrauch bei geringerer Halmgliederzahl einhergeht (weil die Anzahl der Glieder die Anzahl der Blätter bedingt, davon nachher!), daß ebenso der höhere Kornantheil der Pflanze sich günstig vererbt, wenn die unteren Halmglieder verhältnismäßig kurz sind. Die Halmglieder der Hannagerste hoben immer die besten Erträge gegeben, und im allgemeinen hat man stets festgestellt können, daß die Ernten aller Sorten desto geringer waren, je mehr Glieder die Halme hatten.

Darum gleichartige Pflanzen, wie die Gerstensorten, einen unterschiedlichen Wasserbedarf haben, ist noch nicht aufgeführt; wahrscheinlich aber hängt es theilweise mit der Gesamtbeschaffenheit der Pflanzen zusammen im Vergleich zu ihrem Gewicht. Das ist allerdings begreiflich; wenn zwei Gerstensorten von gleichem Gewicht ungleich groß sind, so hat die größere wegen größeren Halms und größerer (oder mehr) Blätter mehr Wasserbedürfnis, Feuchtigkeit auszusaugen. Nach dieser Richtung waren die Messungsversuche sehr interessant; auf 1 Gramm Getreidemasse (also Halm und Aehre) kamen 79 Quadratcentimeter Oberfläche bei der Hannagerste, bei Goldhorpe z. B. 93. Auf 1 Gr. Körnerernte der Hanna kommen 176 Centimeter, bei Goldhorpe aber 200! Nun haben Halme mit verhältnismäßig Gliederzahl auch verschiedene Blätterzahl; das ist wohl bekannt. Wenn man nun weiß, welche Ummenge von Spaltöffnungen ein Blatt hat zum Zweck der Verdunstung (dem bloßen Auge nicht sichtbar), so begreift man ohne weiteres die Unter-

schiede des Wasserverbrauchs der mehr- oder mindergliedrigen, lang- oder kurzgliedrigen Halme, wenn sie gleiches Gewicht haben. Und daß dieses ungleiche Gewicht gleich großer Pflanzen vorkommt, erklärt sich ja ebenso leicht wie die Thatsache, die der Metzger und Wurstler sehr gut kennt, daß das Fleisch eines Schweines (oder sonst eines Thieres) viel fester und mästiger sein kann, als das eines andern.

Alle Versuche führen uns immer wieder auf den Wasserbedarf zurück; es ist also jedenfalls wichtig, durch Bäckung die Hauptbedürfnisse für Wasser näher an den Winter zu bringen und die Vegetationszeit der Sommergersten zu verkürzen. Bäckungsversuche in diesem Sinne werden zur Zeit gemacht.

Um eine edle Gerste zu erzeugen, ist ein Boden erforderlich, welcher wasserhaltende Fähigkeiten hat; ist dies nicht der Fall, so kann er durch humusbildende Stoffe verbessert werden, oder man muß die Saat-Sortenwahl gewissenhaft berücksichtigen. Außerdem wird die frühe Saat eines der ersten Mittel sein, die Hauptbedürfnisse der Gerste für Wasser nahe an den Winter zu legen zur Ausnutzung der Winterfeuchtigkeit. Der Brangerstenbau verlangt auch eine Voderhaltung der obersten Bodenschicht, weshalb die Egge mit Vortheil zur Verwendung kommt. Damit wird ja auch dem Hauptfeind des Feldbaues, dem Unkraut, kräftig entgegengearbeitet, welches nicht nur die Nahrungsaufnahme der Gerste beschränkt, sondern dem Boden auch das der Gerste so nöthige Wasser entzieht.

Befanlich ist die Feuchtigkeit des Bodens mit zunehmender Tiefe größer; der Anbau der Gerste nach tiefwurzelnder Vorfrucht begünstigt also das tiefere Eindringen der Gerstenwurzeln zur Befriedigung ihres Durstes. Damit hängt eine sorgfältige Bodenbearbeitung eng zusammen, welche alle die Hindernisse beseitigen wird, welche dem Tiefgehen der Wurzeln hinderlich sind. Wir bezeichnen dies mit dem Wort „Tiefkultur“.

Noch ein Wort der Ernährungsfrage! Die Kali- und Phosphorsäurebindung ist hierbei eine Hauptgrundlage des Erfolges. Weil aber die Gerste diese Stoffe sich nicht rasch oder leicht genug aneignet, muß der Vorrath derselben im Boden um so anreichernder sein. Mit andern Worten: man soll den Wurzeln nicht zumuthen, dorthin zu wachsen, wo diese Stoffe gerade sind, sondern diese Stoffe sollen schon dort sein, wo die Wurzeln sich entwickeln. Durch eine reichliche Düngung erhöht sich der Ertrag der Körner, der Eiweißgehalt derselben wird dadurch vermindert, das Korn größer und der Strohtheil geringer. Diese drei Umstände sind aber für die Bedeutung einer guten Brangerste entscheidend; sind hauptsächlich der Wirkung des Kali zuzuschreiben, während die Phosphorsäurebindung auf die Gleichmäßigkeit der Körner großen Einfluß hat. Die Gerste — speziell die Hannagerste — verlangt nun diese Düngergaben frühzeitig, weil sie eine so kurze Entwicklungszeit hat und ihr Hungerbedürfnis ebensoviele gleichmäßig ist wie das Feuchtigkeitsbedürfnis. Zur Erzeugung einer Mittelernte waren z. B. erforderlich: in den ersten 25 Tagen täglich 24 Gramm Kali (Kainit) und 16 Gramm Phosphorsäure (Superphosphat) pro Hektar, in den nächsten 10 Tagen schon 1780 Gramm Kali und 630 Gramm Phosphorsäure, in den folgenden 20 Tagen nur noch 1200 Gramm Kali und 630 Gramm Phosphorsäure, und in den letzten 40 Tagen kein Kali mehr, aber 130 Gramm Phosphorsäure. Diese beiden Stoffe müssen also sehr bald zur Verfügung stehen, letztere wegen einiger Gefahr zunehmender Unlöslichkeit erst bei der Saatvorbereitung. Die Stickstoffdüngung (Chilifalpeiter) aber darf nur mäßig sein; jedes Zuviel rächt sich an der Qualität der Körner; denn der Stickstoff „geht in's Stroh“, wenn er schon früh reichlich gegeben wird, und bildet ungleichmäßig, dicke, einseitige Körner, wenn er später kommt. Vor zu früher Ernte bevor die volle Selbstreife eingetreten, wird gewarnt, da hierdurch der Brauwert vermindert wird; ebenfalls muß dem Trocknen, Ruhen und Lagern viel Aufmerksamkeit geschenkt werden, denn hier kann fast alles verdorben werden, was bisher vorzüglich war.

Nun noch die gutgemeinte Mahnung an den Gerstenbauer, alles zu thun, was diesen Bau fördern kann; dann kann auch der finanzielle Erfolg nicht ausbleiben. Darum auch die Bitte: Vertragen zu denen, die mit großem Geld- und Zeitaufwand und unermüdlicher Geduld diese Bäckungsversuche machen zum guten Gedeihen der Landwirtschaft!

Landwirthschaft.

Das Abweidenlassen der grünen Saaten sollte nur dort geschehen, wo eine zu üppige Entwicklung derselben zu befürchten ist. Es darf dabei nur bei getrocknetem Boden und nur so lange vorgenommen werden, als die Halme oder Stoppelnnoten sich noch unter der Erde befinden, die Pflanze also noch keine Halme zu entwickeln beginnt. — Bei dem Abweidenlassen müssen die Thiere immer in langamer Bewegung erhalten werden, damit sie die grünen Blätter auf dem ganzen Felde gleichmäßig abfressen.

Die Aussaat des Ales- und Grassamens erfolgt entweder rein oder als Untersaat und zwar im März oder April. Eine Ueberfrucht hat den Vortheil, daß sie den jungen Ales- und Grasspflanzen Schutz gewährt, andererseits aber auch den Nachtheil, daß sie ihnen den Raum, das Licht und die Nahrung entzieht. Ebenso trägt eine starke Ueberfrucht sehr zur Austrocknung des Bodens bei. Diese Uebelstände bringen der jungen Alesgrassaart ernste Gefahren, deshalb ist auf kräftigen Feldern eine Untersaat ohne Ueberfrucht vorzuziehen. Da das Alesgras dann schon im ersten Jahre mehrere Schmitte liefert, ist der Ertrag auch ohne Ueberfrucht vollständig befriedigend. Am meisten empfiehlt sich hierbei die Kreuzsaat, indem die Hälfte des Samens nach der Länge, die andere Hälfte der Breite des Feldes noch ausgefäet wird. In Fällen, in denen die Untersaat unter einer Ueberfrucht wirtschaftlich geboten ist, empfiehlt es sich, nicht mehr als die Hälfte des zu einer gewöhnlichen Saat erforderlichen Getreides zu verwenden. Am einfachsten ist natürlich die Unterbringung bei Drillkultur. Bei breitwürriger Saat ist zuerst die Ueberfrucht einzulegen, dann die größeren Grassamen und schließlich die feineren Gras- und Alesamen, darauf das Ganze zu überwalzen.

Reinigen der Wiesen. Im Frühjahr, am besten im Monat April, sind die Wiesen von dem durch Wasser und Winde angekommenen Laub, Holz, Steinen, abgestandenem, losem Gras (Stoppeln) usw. zu reinigen und Maulwurfs- und Ameisenbauten zu verebnen.

Zur Anlage von Hecken soll man stets das zwar etwas theuere, dafür aber kräftigere Pflanzmaterial nehmen, da sich dieses auf die Dauer als das billigere erweist, ein gutes Wachstum sichert und ein Nachpflanzen selten nöthig macht. Wird in den ersten zwei Jahren das Unkraut beseitigt, so hilft dieses der Entwicklung der Hecke sehr, durch kreuzweises Hineinanderflechten wird die Hecke außerdem in kurzer Zeit undurchdringlich.

Die Größe der Saatkartoffeln ist von Bedeutung und die Verwendung entsprechend großer Saatkartoffeln muß den Erfolg sichern, denn die Saatkartoffel bildet nicht nur die neue Pflanze, sondern ernährt sich auch in der ersten Zeit. Je größer also der Vorrath von Nahrung in der Mutterkartoffel ist, um so kräftiger wird sich die Stauke entwickeln und um so besser wird auch deren Gedeihen selbst unter weniger günstigen Witterungs- und Bodenverhältnissen sein. Er verhält sich mit der Kartoffel genau so, wie mit dem Samenorn; je vollkommener dasselbe ist, um so größer ist die Hoffnung auf einen guten Ertrag. Daraus folgt zugleich, daß kleine Kartoffeln als Pflanzkartoffeln durchaus ungeeignet sind, und Sparlosigkeit in diesem Punkte kann zur größten Verschwendung führen. Nun ist es allerdings auch nicht erforderlich, die größten Kartoffeln zu wählen, sondern die zweckmäßigste Saatkartoffel ist die mittelgroße. Die Erträge von großen, mittelgroßen und kleinen Kartoffeln verhalten sich etwa so: Wenn durch große Kartoffeln 100 Kilo erzielt werden, so werden bei mittleren 90–95 und bei kleineren 60–65 Kilo erzielt. Außerdem ist der Procentsatz großer und gut ausgebildeter Kartoffeln bei großen und mittleren Saatkartoffeln ein viel höherer als bei den kleinen, und das ist ein weiterer Vortheil. Daraus ergibt sich ohne weiteres auch die Zwecklosigkeit des Verfahrens, zwei oder drei kleine Kartoffeln zusammenzulegen, denn dieselben summieren sich nicht, sondern der Ertrag wird nur noch geschmälert, weil keine zu voller Entwicklung kommen kann.

Litteratur.

Das Wirtschaftsjahr, mit seinen monatlichen Berichten, ungen auf den Aedern und Wiesen, beim Obstbau, im Blumen- und Gemüsegarten etc., nebst einer kleinen Thierheilkunde (Preis 60 Pf.), ist ein guter Rathgeber für Landwirthe und sollte daher auf keinem Wirtschaftshofe fehlen. Zu beziehen durch den Volkschriftenverlag in Bilsen und alle Buchhandlungen.



* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 6. März. Per 100 Kilo gute markfähige Waare, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, hies., M. 18.60 bis 19.00 2*, 25 Roggen, hies., M. 14.50 bis 14.60 2*, 25 Gerste, hies. u. Pfälzer, M. 15.— bis 15.50 3*, 25 Winterweizen, M. 17.50 bis 18.00 3*, 25 Hafer, hies., M. 14.90 bis 15.40 3*, 25 Raps, hies., M. — bis — 0*, 25 Mais M. 12.60 bis 12.75 0*, 25 Reis, Capata M. — bis — 0*, 25.

* Der Umlauf auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1* geschäftlos, 2* klein, 3* mittel, 4* groß. Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 15 flau, 25 anwachsend, 35 stetig, 45 fest, 55 sehr fest.

* Dieg. 3. März. Weizen M. 19.12 bis 19.25, weißer M. — bis —, Roggen M. 14.44 bis —, Gerste M. — bis —, Hafer M. 15.20 bis —.

* Mainz, 3. März. (Offizielle Notirung). Weizen 18.65 bis 19.25, Roggen 14.44 bis —, Gerste 17.45 bis 17.65, Hafer 14.70 bis 15.35, Raps — bis —, Mais — bis —.

* Mannheim, 6. März. Amtliche Notirung der dortigen Börse (eigene Preiskurve). Weizen, 18.75 bis —, Roggen, 14.65 bis —, Gerste, neu 17.75 bis 18.25, Hafer, alter, 15.00 bis 15.50, Raps 24.75 bis —, Mais 12.40 bis —.

* Frankfurt, 6. März. Der heutige Viehmarkt war mit 578 Ochsen, 76 Bullen, 800 Kühen, Rindern u. Stieren, 236 Ferkeln, 241 Schafen u. Hammeln, 1991 Schweinen, 2 Ziegen, 2 Ziegenlämmern und 18 Schafälammern besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgewässerte höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 69–71 M., b. junge, fleischig, nicht ausgewässerte und ältere ausgewässerte 63–65 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 56–60 d. gering genährte jed. Alters 60–60 M. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtwerthes 59–61 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 55–57 M., c. gering genährte 60–60 M. Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Rinder): a. hoch. Schlachtwerthes 63–65 M., b. vollfleischig, ausgewässerte Kühe u. höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 58–60 M., c. ältere ausgewässerte Kühe u. weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Rinder) 47–49 M., d. mäßig genährte Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Rinder) 37–39 M., e. gering genährte Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Rinder) 30–32 M. Ferkeln: a. feine Mast (Voll-Mast) u. beste Saugfäher (Schlachtgewicht) 80–82 Pf., (Lebendgewicht) 48–50 M., b. mittlere Mast u. gute Saugfäher (Schlachtgewicht) 75 bis 78 M., (Lebendgewicht) 45–47 M., c. geringe Saugfäher (Schlachtgewicht) 68–70 M., (Lebendgewicht) — M., d. ältere gering genährte Kühe (Ferkeln) — M., e. Saugfäher: a. Mastlamm u. jüngere Mastlamm (Schlachtgewicht) 72 bis 75 Pf., (Lebendgewicht) — M., b. ältere Mastlamm (Schlachtgewicht) 68–70 M., (Lebendgewicht) — M., c. mäßig genährte Mastlamm u. Saugfäher (Schlachtgewicht) 60–60 M., (Lebendgewicht) — M., d. Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzung, im Alter bis zu 1½ Jahren (Schlachtgewicht) 64–65 Pf., (Lebendgewicht) 51, b. fleischig (Schlachtgewicht) 63–60, (Lebendgewicht) 50, c. gering entwickelte sowie Sauen und Eber 56–58, d. ausländ. Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60–60 M. Die Preisnotirungs-Kommission.



Nr. 57.

Mittwoch, den 8. März 1905.

20. Jahrgang

Der Hochzeitstag.

Roman von H. Palmé-Payen.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Er schilderte das belebte Bild der Nilufer, der fruchtbaren, von Kanälen und Palmenalleen durchzogenen Ebene von Memphis. Er erzählte gut, sachlich, und dennoch nicht ohne Wärme. Er malte in Worten. Er sprach auch von den gigantischen Zeugen der dahingeschwundenen Zeit, von den Pyramiden, von der weiten Wüstenebene, die zu Anfang ganz mit den Katakomben besetzt sei, von den darin befindlichen graniternen rothen und schwarzen, mit fein gemeißelten Hieroglyphen bedeckten Sarkophagen. Und weiter von Erlebnissen, von einem verrätherischen Führer der seine Diener und ihn um seiner schönen Doppelflinte willen in gefährvolles Gebiet gelockt hätte, damit ihn selbst ein paar vogelfrei erklärte Raubmörder niederschössen, auf die jener lange schon, aber immer vergeblich gefahndet haben wollte. Alles einfach, ohne Uebertreibung. Und zuletzt sprach er von dem Eindruck, den die gewaltigste Skulptur der Welt, die Sphinx, auf ihn gemacht habe.

„Wir langten spät, durch den uns gespielten Streich statt am Tage, erst zur Geisterstunde dort an“, fuhr er fort, das gereichte dem Beschauten indessen zum Vortheil, denn der Sonnenschein hätte störend die Beschädigungen und Verwüstungen dieses Riesenmonumentes aufgedeckt, während nun das milde Licht des Mondes uns sein glattes unverlehtes Bild vorspiegelte. Das Nachtlicht schien fast senkrecht auf das stille, räthselhafte Antlitz der Sphinx hernieder, derart, daß der Schatten in Form eines Dreiecks auf die steinerne Brust fiel. Dieser stumme, geheimnißvolle, vom zweifelhaften Licht des Mondes beschienene Kopf bleibt mir unvergänglich. Ich bin später einmal einer Frau begegnet — Jahr nachher und nicht drüben — die mir durch eine gewisse Ähnlichkeit der Gesichtslinien und einen sonderbaren stillen, geheimnißvollen Gesichtszug das Antlitz der afrikanischen Sphinx in's Gedächtnis zurückerief. Immer, wenn ich sie sah, mußte ich jener wunderbaren Nacht in der Wüste jenes monumentalen mythischen Kopfes gedenken.“

Gisela warf eine Frage dazwischen, die von dem Erzähler nicht verstanden wurde.

Er wandte sich ihr daher sofort zu.

„Verzeihung, Du wünschst?“

„Lebt sie noch, die Frau?“

„O ja, — sie lebt noch.“ —

„Kenne ich sie?“

„Wie sollst Du.“

„Also eine aus dem Süden?“

„Ja und nein.“

Der Rath amüsiert und begann Gisela zu necken, mit ihrer „Wißbegier“ und „Eifersucht“.

Sie nahm es anders auf, als er erwartet hatte, ebenso der Refse. Beide blieben einsilbig und ernst.

Zwei sehr sensible Bräutleute, dachte er bei sich, und lenkte schnell auf andere Dinge über, indem er auf seine eben erhaltenen Briefe deutete.

„Ein Königreich für einen Bleistift“, rief er, „ich muß mir Notizen machen. Bis hierhin verfolgen sie mich, die Klienten, obgleich ich ihnen erst soeben entschlüpft bin.“

„Darf ich Ihnen dienen, Herr Rath?“ fragte der Baron.

„Sehr verbunden und mehr noch, wenn Sie mir auf ein Blättchen Ihres Notizbuches — das meinige sitzt noch im Reisetrod — vermerken wollen, darf ich diktiren.“

„Ich bitte.“

„Termin in R. am 18. d. M. 10 Uhr. — Haben Sie? Dann nur noch: In Sachen — —. Einen Moment, bitte.“

Er schlug ein Papier auseinander.

„Alta von Helbhausen“, las er murmelnd ab, dann laut: „Vermögensstellung in Sachen Helbhausen und Minorene. Das wäre alles und genügt, um im Trubel dieser Tage nichts zu vergessen. Schreiben Sie immer so langsam und schön, Baron? Sie malen ja förmlich die Buchstaben auf's Papier. Ach, ich danke.“

Justizrath von Belendorf nahm das ihm überreichte Blatt in die Hand und barg dasselbe in seiner Börse.

Ob der Baron diese kleine Einstreuung gehört hatte, es schien nicht so. Bei Nennung des Namens: Alta v. Helbhausen? fuhr sein Kopf mit einer kurzen, jähen Bewegung in die Höhe. Hatte er recht gehört? Alta von Helbhausen? Es mußte wohl so sein. Kalligraphisch ausgeführt, stand ihm derselbe auf dem Papier. Er achtete in seiner eigenen Betroffenheit — denn er kannte die Dame — nicht auf Giselas versteinertes Gesicht.

Sie vergaß alles um sich herum. Die Eltern, die einem herbeigerufenen Diener Befehle ertheilen und den Ankel, der sich beschäftigt, die auseinander gefalteten Briefe wieder ordnungsgemäß in die Umschläge zu stecken; sie starrte Ulrich wie eine Person an, von der man mit aller Bestimmtheit wichtige Erklärungen gewärtigt ist und nun die Erwartungen nicht erfüllt sieht.

Ulrich schwieg. Er hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt. Seine Augen blickten mit einem zerstreuten, in sich versunkenen Ausdruck in die Ferne. Sein für gewöhnlich fest geschlossener Mund mit dem scharfen bedachten Zuge um die Winkel, wie er Menschen eigen ist, die früh schon auf ihre Thatkraft und eigenen Beschlüsse haben fußen müssen, zeigte sich noch mehr zusammengepreßt, wie versiegelt. Er würde nicht sprechen, das sah sie und fragte sich dann gleich wieder im aufwachsenden Mißtrauen, warum nicht?

Lebhaft, impulsiv, wie sie war, fragte sie ohne Zögern, wobei ihre Stimme etwas kurzathmig und nicht so weich wie sonst klang:

„Die Frau von Helbhausen kennst Du?“

Sie mußte es zweimal sagen, bis er bemerkte, daß sie mit ihm sprach.

„Ja, wenn es dieselbe ist“, sagte er in gleichgültigem nicht ganz natürlichem Tone. Sein Gesicht blieb unbeweglich.

„Die Dame lebt erst seit Kurzem in unserer Stadt“, warf der Justizrath hin.

„Um, hm“, machte der Baron langgezogen. Die Thatsache war ihm ersichtlich fremd. Ein etwas verstimmter Ausdruck lagerte sich um Auge und Mund.

„Und früher lebte sie in Italien“, ergänzte Gisela. Sie hatte sich gerade aufgerichtet. Ihre feinen Nasenflügel zitterten, alles Blut war aus Ihrem Gesicht gewichen. Da trat wieder etwas Geheimnißvolles aus Ulrichs Wesen hervor. Es sollte, es mußte erklärt werden. — dies wenigstens — und gleich jetzt. Etwas von der gestrigen Nervosität begann sich in ihr zu regen. Ihre unruhigen Hände lagen zusammengepreßt im Schooß. Sie wollte sich bemeistern, sich zur Ruhe zwingen.

„Und dieses, — dieses Fräulein oder diese Frau v. Geldhau- sen führt einen Brozeh, Onkel, oder hat sie etwas verschuldet?“ Der Rath blickte auf, und drohte Gisela mit dem Finger.

„Antsgeheimniß, meine Pa, man merkt, Du bist keine Ju- ristentochter, sonst würdest Du nicht fragen.“

„Interessirt Dich denn diese Dame so sehr?“ fragte Ulrich, in einem Tone den Gisela bei ihm nicht gewohnt war. Es klang ironisch.

„Alles, was mit Deiner Person zusammenhängt, interessirt mich“, antwortete Gisela sehr schnell, und ihr Auge blickte ihn an. „Du kennst die Dame, folglich hat sie Interesse für mich. Wäre es ein Mann, so bliebe es dasselbe, bemerke ich, um nicht wieder in den Verdacht zu gerathen“ — ihre Stimme nahm nun auch einen spöttischen Ausdruck an — „aus Eifersucht gefragt zu haben.“

Der Baron nahm diesen Hinweis schweigend entgegen. Er wünschte augenscheinlich das Gespräch zu beendigen.

Herr und Frau von Belendorf achteten desselben nicht aber der Rath dachte bei sich, mit einem Blicke beide scharf über- fliegend:

„Das gibt keine friedliche Ehe. Das Kind ist ja streitsüchtig geworden und der Pesse sieht nicht darnach aus als wollte er sich unter den Pantoffel schmiegen.“

Inzwischen war es ringsum durch die aus dem Parle und dem Garten zurückkehrenden Herren und Damen lebhaft gewor- den. Die Dienerschaft rüstete zum zweiten Frühstück. Ein kleines rothblondes Pärchen, stint und freundlich im Wesen, trat an Gisela heran, Schwester Olga, die ihr in's Ohr flüsterte, daß soeben von der Kammerjose Lina der entzündende Myrthenkranz fertig geworden und auch der Myrthenschmuck am Brautkleid befestigt worden sei. Gisela mußte kommen, schauen und trü- firen. Diese erhob sich augenblicklich. Aber ehe sie sich abwandte, blickte sie wie vorhin mit einem eigenthümlich forschenden, scheuen Blick nach der Silberplatte mit den Briefen.

„Bitte, Papa, sieh nach, ob Briefe für mich dazwischen sind“ sagte sie.

„Ach, äh“, hustelte der heute ersichtlich nervöse und deshalb tabellüchtig gestimmte Herr des Hauses, „nichts da für Dich, Gisela, hätte es sonst doch gesagt, selbstverständlich, selbstverständ- lich.“

Der Baron hatte sich mit Gisela gleichzeitig erhoben um sie zu begleiten. Dagegen protestirte sie. Mit einem oewaltfamen Versuch zur Heiterkeit sagte sie:

„Ist nicht erlaubt, Ulrich, die Schaustellung erfolgt erst nach- her. Bis dahin Verbannung!“

Dabei reichte sie ihm verabschiedend die Hand, die er küßte.

Er sah ihr mit einem zärtlichen ernsten Blick nach. Als sie seinen Augen entchwunden war, ging auch er ins Haus. Ruhe und Geduld hätten ihm zu weiterer, oberflächlicher Unterhaltung die außerhalb seiner augenblicklichen Gedanken und Empfindungs- sphäre lagen, gefehlt. Es nagte etwas an seinem Herzen. Er hätte nicht der kluge, kritische Mann sein müssen, um nicht in Giselas Reden eine heimliche Gegenströmung herauszufühlen, die ihn schmerzlich berührte. —

„Alles sehr schön, aber mir so gleichgültig“, warf Gisela in einem lässigen, gepreßten Tone hin, als Olga sie ins Schlafzim- mer, an die Brauttoilette geführt hatte.

Da lag das kostbare Spitzenkleid von blassem Gelb, geschmückt mit den zarten Blüten der Myrthe, die überall aus dem Gie- sel der Spitzen hervorlachten.

Und daneben befanden sich Brautschleier und Kranz. Ein flüch- tiger Blick und Gisela wandte sich davon ab und trat an's Fen- ster. Unter demselben bewegte sich die Hochzeitsgesellschaft.

„Wie kann man so lustig sein an solchem Tage, ich verstehe das nicht — es ist doch ein ernster Tag“, murmelte sie vor sich hin. Dann bog sie sich weit aus dem Fenster heraus, um nach der Ter- rasse zu sehen. Ulrichs Platz war ganz leer.

„Wo ist eigentlich Gerda“, fragte sie, sich suchend im Zim- mer nach jener umschauend.

„Sie kommt gleich, Lina soll Dich nicht antkleiden, wir wollen es thun, Gerda und ich.“

„Danke, ja, und recht schnell und gleich jetzt, wenn es auch noch zu früh ist. Ich will mich nachher in Puz und Schmuck noch

eine gute Stunde im Spiegel betrachten, damit ich weiß, wie eine glückliche Braut aussieht. Eigentlich müßte ich sagen: Eine Frau. Diese Einrichtung mit der Eivilche ist etwas eigenthümliches. Dem Buchstaben nach ist man verheirathet und wird doch nicht dafür angesehen, man fühlt sich auch durchaus nicht gebunden, kann aber doch nicht mehr von der Fessel los.“

Bei diesen Worten hatte sie sich auf ein am Fenster stehen- des Schlafsofa ausgestreckt. Ihre Hände unter dem zurückge- worfenen Kopf zusammenfaltend, versiel sie in ein längeres Ein- nen, achtete daher nicht auf die im Zimmer emsig umherstreichende Schwester. Olga legte für Gisela alles zum Ankleiden bereit, kostbare, spitzenbesetzte Wäsche, des Bräutigams Gabe, einen wunderbaren Diamantschmuck, der in der hereinblitzenden Mittagssonne funkelnde Lichter sprühte und anderes mehr. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich ausschließlich auf ihr eigenes Thun, daß sie auf Giselas Worte kaum achtete, und jetzt, wo diese schwieg, nur hiervon redete. Sie war gut, herzensgut, diese Schwester, gleichwohl für Gisela's Feuerseele eine nüchterne Natur, allzu ruhigen Blutes, um den auf- und niederstuhenden Gefühlsströmungen in Gisela folgen zu können.

„So“, sagte Olga, befriedigend umhersehend, „ich bin so weit, jetzt können wir anfangen.“

Sie schien anzunehmen, Gisela habe ihren Sanktionen auf- merksam zugehört, weil sie so still geworden.

„Wo nur Gerda bleibt? Mit dem Kellentrang muß sie doch längst fertig sein.“

„Mit welchen Kellen?“ fragte Gisela. Ihr Gesicht war plöz- lich roth geworden, glühend heiß war's ihr zu Muth. „Bitte, Olga, erinnere mich heute nicht an Kellen, sagte sie und schritt im Zimmer auf und nieder.“

„Man könnte ihm so gut sein“ murmelte sie vor sich hin, „ich möchte ihm so gern vertrauen und bemühe mich so, trotz- dem —“

„Was sagst Du, ich verstehe Dich nicht“, bemerkte Olga. —

Eine Antwort wurde ihr nicht zu Theil, denn jetzt ließen sich draußen Stimmen und Schritte hören, und gleich darauf erschien im Rahmen der Thür die schlante Gestalt der Mutter und nach ihr trat auch Gisela's Lieblingschwester ins Zimmer.

Befah Gerda auch nicht die volle Schönheit der Mutter so ähnelte sie ihr doch sehr. Nicht nur durch den schmalen blonden Madonnenkopf, auch durch die Sanftmuth und geistige Bedeutung der Züge.

Es ward lebhaft im Zimmer. Vorerst wurde die Brauttoi- lette befehen und beurtheilt.

„Sehr hübsch“, lobte jetzt Frau von Belendorf, und Gerda sagte:

„Papa meinte, zu einfach. In Atlas und Seide müßte Gisela großartiger aussehen. Was sagst Du selbst, Gisela?“

„Das mir alles so recht ist“, antwortete diese gleichmüthig, unverwandt nur die Mutter ansehend. Was will Mama, grü- belte sie bei sich, sie ist nicht um des Kleides willen gekommen.

„Etwas interessirter könntest Du Dich dafür wohl zeigen“, tadelte Olga. „Wenn ich Dir sagte: Der Himmel glüht, es gibt einen prachtvollen Sonnenuntergang, so würdest Du jetzt hinaus stürzen und Dich müde laufen, um rechtzeitig zur Anschan auf den Mühlberg zu kommen, und das Kleid würdigst Du keines Blickes!“

„Du weißt, daß mir Kleidergespräche langweilig sind.“

„Aber es ist doch Dein Hochzeitskleid“, betonte Olga vor- wurfsvoll.

„Ihr quält mich“ antwortete Gisela und strich sich über die heiße Stirn. Dann, sich nicht länger bezwingend, wandte sie sich an die Mutter und fragte:

„Liebe Mama, Du wolltest mir gewiß etwas sagen?“

Frau von Belendorf erröthete etwas. Es war nicht das erste Mal, daß ihr die Tochter die Gedanken vom Gesicht ablas.

„Mein liebes Kind“, sagte sie freundlich, Gisela's Hand in die ibrige nehmend und mit ihr an's Fenster tretend, „alles, was eine liebende Mutter ihrem Kinde zu sagen hat, wenn es für im- mer ihr Haus verläßt, das ist zwischen uns beiden besprochen worden. Wenn es noch etwas gibt“, — sie senkte die Stimme. —

„was ich Dir an's Herz legen möchte, so ist es die Bitte: hab' Ulrich lieb und vertraue ihm.“

„Du denkst an Ulrich, Du sorgest Dich um Ulrich“ betonte sie und ihre Augen weiteten sich in trauriger Verwunderung.

„Ja, mir ist's, als wüßtest Du seinen Manneswerth, seine großen und guten Eigenschaften nicht genügend zu schätzen, über- haupt —“, sie zögerte und widerstrebend kam es über ihre Lip- pen: „ich glaube Du hast den fatalen Brief noch immer nicht ganz vergessen.“

Gisela starrte in die Ferne, in die Bäume draußen hin- ein.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wohl mit jedem Bekenntnis verträgt sich ein frommes Gemüt,
aber das fromme Gemüt hängt nicht vom Bekenntnis ab.

Geibel.



Spätes Glück.

Erzählung aus dem Bergmannsleben von A. Linden.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Doch auch diesen durfte Bernsmann nicht nachhängen, sein Denken, sein Sinnen, sein Aufmerken und Tun, alles, alles hing wie mit mächtigen Ketten gebunden an der kleinen, ruhelosen Eisennadel dort drüben an der Wand. Und der Sonnenstrahl war versunken, wolkengrauer Himmel schaute herein durch die schmalfeldigen Bogenfenster.

Fischend und hastend hoben und schoben sich die Kisten, tausend und brausend schwangen sich die Räder, von draußen herein hallte das Geräusch der Wagen und heiße, schwüle Luft schlug vom Kessel herauf. Die Stunden vergingen, der Mittag kam, nur noch kurze Frist, dann war die Zeit des Schichtwechsels. Nicht die Kohlenwagen, sondern die ausfahrende Belegschaft füllte dann die Fördererschale.

Wieder bricht ein leuchtender Schimmer durch die Wolken und erhellt den Raum mit seinem Glanz. Es war, als wehe es hindurch mit weißen Schwingen und wieder steht vor des Mannes Seele sein Haus, sein Weib und geheimnisvoll wie neues Leben zieht dort durch Tür und Fenster im Sonnenlicht. Ja, ein Menschenkindersplein will sich drin entfalten, sich dem Licht erschließen zum erstenmal. Obzwohl ein Junge sein wird, wie sie beide so sehr gewünscht haben? — Fritz Bernsmann bangt um sein Weib, aber nicht dran denken jetzt! Raslos auf und ab eilt der Zeiger, am schwankenden Drahtseil hängen Menschenleben.

Schnell rinnen die Minuten.

„Vater! Vater!“ jubelt ein jauchzendes Stimmchen.

Der Mann fährt herum; da steht im hellen Rattum-Neidchen, mit dem blonden Ringelgelock ums glühende Gesicht sein Gretchen auf der Schwelle.

Des Maschinisten Hand hat sich vom Griff gelöst, er starrt das kleine Mädchen an, eine helle Freude geht über sein Gesicht, doch jäh verwandelt sie sich in Entsetzen, er umklammert den Griff.

Zu spät! Zu spät!

Ein Poltern, ein undeutliches Geräusch draußen und — ein gellender Todesschrei.

Das Unglück ist geschehen, die Fördererschale zu hoch gegangen, angeprallt gegen die Seilscheibe und die sich darauf befanden, sind wohl zerquetscht, hinausgeschleudert.

Ein wilder, heiserer Schrei entringt sich des Mannes Brust; er stürzt hinaus, das Kind, das freudig auf ihn zueilt, stößt er rauh zur Seite und achtet's nicht, daß es ihn erschrocken ruft. Draußen ein Rennen, ein Laufen, vom Schacht, aus den Werkstätten stürzen die Leute herbei! Bernsmann will nicht sehen, was er verschuldet hat, von Entsetzen gejagt, eilt er den Weg hinab und stürzt in sein Haus. Eine alte Nachbarin waltet am Herd.

„St!“ macht sie. „Habt Ihr's schon gehört? Tretet nicht so hart auf! Ein Jüngelchen ist's, ein prächtiges! Geht leise herein, dann könnt Ihr's sehen. Frau Emmer ist drin!“

Wie geistesabwesend hat Fritz Bernsmann die Frau angestarrt bei ihren Worten. Sein Weib jetzt sehen? Das kann er nicht. Nur in die Wohnstube geht er, dort fällt er nieder und legt den Kopf auf die Stuhllehne. Leises Klüstern dringt aus der Kammer nebenan.

Wenn sie nur nicht herauskommen, ihn sehen, ihn fragen.

Auf einmal wird die Tür vom Flur aus aufgerissen, eine Frau stürzt herein mit rotem, erregtem Gesicht, unordentlich fallen ihr die Haare über die Stirn, auseinander hängt die unsaubere Jacke. „Ja, da sitzt Ihr! Ins Gefängnis müßt Ihr, daß Sonne und Sterne Euch nicht scheinen täten, Fritz Bernsmann, Ihr — Ihr seid ein Mörder! In den Tod habt Ihr meinen Mann gestoßen!“ Gellend überschlägt sich die kreischende Stimme.

Der Maschinist steht auf und winkt abwehrend mit der Hand. „Seid still, schreit doch nicht so laut, Frau Hohnert.“ Aber noch viel lauter ruft sie, und auch drinnen in der Kammer hallt ein schriller Schrei.

Da nimmt Bernsmann Rock und Hut vom Rack und eilt hinaus. Er will sich selbst dem Gericht stellen, daß

ist sein einziger klarer Gedanke, den er faßt. Dann, während er draußen geht, sieht ihm vor Augen, was seiner nun harret, die Anklage wegen fahrlässiger Tötung. Lange, lange, dunkle Tage und Nächte hinter Gefängnismauern! Und wie liebt er doch sein Weib, und das Licht, die Sonne, den Tag, die Freiheit! Nein, nicht leben kann er ohne sie, lieber sterben, lieber in den Tod gehen, als ins Gefängnis!

Sterben! Ja, mit ihm ist's aus! Da kommt Gretchen, dessen kleine Füßchen nicht so schnell es heimtragen konnten, ihm entgegen. Er wendet sich schluchzend ab, das Kind ist sein Unglück gewesen, er kann's nicht mehr sehen; hat es auch nicht dazu gekonnt, denn unbeaufsichtigt, weil in dieser Stunde niemand Zeit hatte, auf das kleine Mädchen zu achten, hat's den bekannten Weg genommen und den Vater aufgesucht. Niemals mehr im Leben wird Bernsmann sie hören mögen, diese helle Stimme, die ihn abgerufen von seiner Pflicht, in Todesschuld. —

Fort, fort! Wohin? Er weiß es selber nicht. Ueber den Bahndamm eilt er. Ja, auf den Schienen hat schon mancher den ersehnten Tod gefunden. Aber kein Zug kommt jetzt, und hier warten kann er nicht. Weiter! Weiter! Geht's ihm nicht wie Rain? Geht ihm nicht immerfort in den Ohren das Schreien der Verletzten? Bernsmann achtet nicht auf den Weg, den Bahndamm entlang läuft er wie gehegt und sieht nicht, was vor ihm ist, bis er plötzlich bemerkt, daß er ja wieder zurückgelehrt und sich der Grube zugewendet hat.

„Halt! Im Namen des Gesetzes, Ihr seid verhaftet!“ Klingt eine Stimme an sein Ohr. Der Polizeidiener steht vor ihm mit ein paar Vergleuten. Schweigend geht Bernsmann mit ihnen.

„Dumme Streiche habt Ihr gemacht, daß Ihr fortgelaufen seid!“ sprach der Mann neben ihm. „Wäret Ihr daheim geblieben und hättet die Untersuchung abgewartet, bräuchtet Ihr nicht schon jetzt zu brummen.“

„Ist es wahr — sagt!“ stößt Bernsmann mühsam hervor. „Ist's wahr, daß einer tot geblieben ist?“

„Natürlich ist's wahr! Der Hauer Hohnert war mit dem Lehrhauer auf der Fördererschale, er ist rausgeschleudert und gleich verunglückt; der andere hat nichts mitgekriegt.“

„Es ist nicht zu begreifen“, meinte einer von den Vergleuten, „wie's so hat gehen können! Wenn die Fördererschale bis unter die Seilscheibe gestossen wäre, lebte der andere auch nicht mehr; und war sie nicht nah daran, konnte sie den Hohnert nicht fortzuschleudern. Er muß vor Angst selber rausgesprungen sein.“

„Selber rausgesprungen?“ wiederholte Bernsmann, und es war, als wenn ein Lichtstrahl durch geschlossene Läden in eine dunkle Kammer fällt. Und darum, darum sollte er in Gefängnis und Schande?

„Wohin bringt Ihr mich jetzt?“ fragte er finster den Polizeidiener.

„Na, natürlich aufs Bureau zuerst!“

Sie standen wieder vor dem Bahnübergang. Die Barriere wurde herabgelassen, ein langer Zug brauste heran. Plötzlich, mit gewaltigem Sah, schwang sich Bernsmann über sie hinweg, dicht vor der Lokomotive her rannte er über das Gleise, jenseits die Böschung hinab.

„Zum Henker!“ rief der Polizeidiener, aber er konnte nichts machen; ruhig mußte er stehen bleiben und den ganzen langen Güterzug an sich vorbeiröhlen lassen, ehe er die Verfolgung des Flüchtlings aufnehmen durfte. Der aber war längst verschwunden, und wohin er sich gewendet, unbestimmbar.

Der Regen rauschte hernieder aus schweren, schwarzen Wolken, die wie dunkle Fittiche sich breiteten über dem Häuschen, das am Morgen noch so von Licht und Glanz umfungen gewesen. Und als die Nacht kam, trat in ihrem Dunkel der Tod über die Schwelle und forderte zwei Leben, das volle, blühende der jungen Frau, die nach dem jähen Schreck über die furchtbare Kunde, die sie heute morgen aus dem Vorzimmer gehört, in heftigem Fieber dalag. Und ein anderes Leben, noch ein eben erwachtes, das brach er mit dem der Mutter zugleich. —

Wie des nächsten Tages Licht in die Kammer schien, betteten die Nachbarn die junge Frau in den Sarg und ihr im Arm das Neugeborene. —

Gretchen stand in der Wohnstube und schaute verschüchtert mit großen, schreckensstarrten Augen auf die geschlossene Kammertür. Was hinter derselben vorgegangen, erfaßte es noch nicht, aber das Unglück, das hier hereingebrochen, breitete seine grausen Schwingen auch über ihre Seele. Wie es nach der Mutter rief, sagte die alte Nachbarin, die sei nicht

mehr da, sie wäre fortgegangen und käme nie mehr wieder. Da begann es zu schluchzen und zu weinen.

„Was fangen wir an mit dem Kind?“ fragte die jüngere der beiden Frauen. „Der Bürgermeister muß sorgen, daß es irgendwo unterkommt, aber allein hier kann's doch nicht bleiben! Wenn ich selbst nicht so viel Kinder hätte, tät' ich's zu uns nehmen.“

„Nun, die Kasse wird wohl für das Kind sorgen müssen!“ meinte die Alte. „Gesparrt haben sich die Bernsmanns nichts, und wenn er nicht wiederkommt und die paar Habfeligkeiten hier veräußert werden, kommt doch noch lange nicht soviel raus, daß das Kind davon großgezogen werden kann.“

Gretchen hörte weinend die Worte, die es nicht verstand; dann gingen die Frauen in die Küche und kochten sich einen starken Kaffee. Auf einmal ward die Zimmertür geöffnet, ein blaßes Mädchen trat herein und neigte sich zu Gretchen. „Komm mit mir, Kind, Deine Mutter ist im Himmel, aber ich will Dich jetzt lieb haben und für Dich sorgen!“

Bei dem sanften Klang hob Gretchen das verteilte Gesicht und schaute in ein paar dunkel glänzende Augen, aus denen mit warmem Schein die Liebe es grüßte. Da faßte das Kind fest die Hand, die sich ihm reichte, und ging mit hinaus. Als sie an der offenen Küchentür vorüberkamen, sagte Trina Halb zu den Frauen, die drinnen beim Kaffee saßen: „Ich nehme das Gretchen mit und will dafür sorgen, bis sein Vater wiederkommt, dann könnt Ihr's von mir holen und ihm herbringen.“

„Ja, ja, Trina, da tuft Du ein gutes Werk!“ beeilte sich die eine zu versichern. Und die andere sagte: „Gewiß, wenn der Bernsmann kommt, hol' ich das Mädchen von Dir!“

Als sie aber fort waren, meinte die Alte: „Wobon will die denn noch ein Kind ernähren? Die hat doch Last, daß sie sich selber durchbringt mit den paar Groschen, die sie fürs Nähen kriegt, und das Gretchen geht sie doch gar nichts an.“

„Ja,“ meinte die jüngere, „eigentlich nicht! Sie hat den Fritz Bernsmann gern gehabt, und darum wird sie's tun.“

Als wieder die Nacht hereinsank, lag Gretchen wohlgebetet in Trinas hübschem Schlafstübchen. In dem kleinen, daranstoßenden Wohnraum saß ihre Pflegemutter und nähte beim späten Lampenschein. Doch oft ließ sie die Hände sinken, und sinnend hasteten ihre Blicke auf dem lieblichen Kindergesicht, das sich so rosig abhob von dem weißen Kissen. Ja, die Nachbarin sprach recht, sie hatte ihn lieb gehabt, den Fritz Bernsmann, und liebte ihn noch immer. Oder, stiller Winter war's geworden in ihrem Herzen, wie er eine andere heimführte. Wenn Trina morgens zur Stadt ging, ihre Arbeit fortzubringen, kam sie vorüber an Bernsmanns Haus; immer hatte sie's vermieden, ihm selber zu begegnen, immer, bis auf dies eine letzte Mal! Aber sie sah das fröhliche Weib, das blühende Kind; durch Tür und Fenster lachte hinter dem buntprangenden Gärtchen das Glück sie an. Fremdes Glück war's, das in ihrem Herzen Leid weckte und bitteres Weh.

(Fortsetzung folgt.)



Eine seltsame Welt. Bekanntlich ist unsere Erde ein Planet, das heißt ein Wandelstern, welcher in nahezu kreisförmiger Bahn um die Sonne läuft und von dieser Licht und Wärme empfängt. Die Erde ist aber nicht der einzige Planet, sondern sie hat noch Genossen, von denen die meisten weiter von der Sonne entfernt sind, während nur zwei, nämlich die Planeten Venus und Merkur, näher bei der Sonne stehen als unsere Erde. Man kann den einen oder anderen dieser beiden Planeten bisweilen abends oder morgens am westlichen oder östlichen Himmel hellfunkelnd sehen und er ist dann als Abend- oder Morgenstern wenigstens dem Namen nach jedem bekannt. Der Sonne am nächsten steht Merkur, er ist etwa 8 Millionen Meilen von ihr entfernt und durchläuft seine Bahn in 88 Tagen. An Größe steht er unserer Erde erheblich nach, denn sein Durchmesser beträgt 4800 Kilometer und seine Oberfläche ist nur $\frac{1}{4}$ so groß als die Erdoberfläche. Dieser Planet ist nun in den letzten Jahren von dem berühmten Astronomen Schiaparelli in Mailand

mit großer Aufmerksamkeit beobachtet und studiert worden. Der genannte Astronom hat sogar eine Weltkarte des Merkurs entworfen, auf welcher man eine Menge von seltsamen dunklen Streifen sieht, welche feste Teile der Oberfläche des Planeten sein müssen, da sie ihre Gestalt und Lage nicht verändern. Vergleicht man diese Karte mit einem Planiglob der Erde, so sieht man, daß auf dem Merkur die Festländer in viel größerem Wechsel vorhanden sind, als bei uns, daß sie mehr in schmale Streifen zerstückt erscheinen und große zusammenhängende Massen wie die irdischen Kontinente Asien oder Afrika dort fehlen. Aber noch mehr! Durch die Beobachtungen Schiaparellis ist festgestellt worden, daß auch in Beziehung auf die tägliche Umdrehung um seine Achse Merkur ganz eigentümliche Verhältnisse besitzt. Bekanntlich dreht sich die Erde in 24 Stunden einmal um sich selbst, wodurch der Wechsel von Tag und Nacht entsteht, und während eines jährlichen Umlaufs um die Sonne finden 365 $\frac{1}{4}$ Umdrehungen der Erde um ihre Achse statt. Beim Merkur dagegen findet während seiner ganzen Jahresdauer nur eine einzige Umdrehung um seine Achse statt. Jahr und Tagesdauer fallen dort zusammen und umfassen 88 Erdentage. Infolge dieses Verhältnisses wendet der Planet Merkur der Sonne ununterbrochen die gleiche Seite zu. Auf dem Merkur gibt es also eine Hälfte seiner Oberfläche, welche ewig Tag hat, ewig von der Sonne bestrahlt wird, und zwar von einer Sonne, die durchschnittlich siebenmal stärker leuchtet und erhitzt als auf der Erde. Ewiges Licht, das unsere Augen nicht zu ertragen vermöchten, strahlt dort vom Himmel herab, und die Glut, welche die Sonne daselbst spendet, würde genügen, um Blei zu schmelzen. Kein organisches Wesen, welches die Erde bewohnt, könnte dort ausdauern, denn den irdischen Geschöpfen langt bei mäßiger Wärme einzig nur der Wechsel von Nacht und Nacht. Auf der Tagseite des Merkurs steht die Sonne ununterbrochen im Äquator, für die mittleren Teile, dem Scheitelpunkt nahe, fast wie angenagelt. Denn sie hat im ganzen Jahreslauf nur eine langsame Bewegung von Ost nach West und umgekehrt. So schwebt dort der Sonnenball majestätisch, tödliche Hitze versendend und ewiges Licht, über dem Äquator her und hin, ein Lauf, welcher vielleicht für denkende Wesen, falls solche dort oben vorhanden sein sollten, ein unergründlich tiefes Geheimnis ist. Während aber die eine Seite des Merkurs von ewigem Licht gepeinigt wird, liegt die entgegengesetzte für immer begraben in tiefer Nacht. Nur die Sterne des Himmels erleuchten matt dieses Dunkel, und als die hellsten dieser Sterne erscheinen dort zunächst der Planet Venus und dann unsere Erde, letztere aber schon nur als ein kleiner Stern von etwas rötlicher Farbe, mit einem Lichtpunkt in der Nähe, welches unser Mond ist. Aber nicht nur in ewiger Nacht begraben liegt die eine Seite des Merkurs, sondern auch in ewiger Kälte. Wie groß diese Kälte ist, läßt sich nicht genau angeben, da die Temperatur in hohem Grade von der Dichte der Atmosphäre des Merkurs abhängt und wir hierüber zunächst nichts Sicheres wissen.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)